

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „*Oldenburgischen Presse*“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Notationsdruck der
Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald.
Verantwortl. Redakteur H. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 16. Januar 1902.

(Nachdruck verboten.)

Schwer gebüßt.

Nach dem Englischen. Roman von Clara Rheinau.

(Fortsetzung.)

Walter fühlte sich in die Enge getrieben. Ihm schien, als ob ein warnender Blick aus des Doktors Augen ihn treffe. „Gilt Ihr Besuch dieser Dame, Herr Hill?“

„Nein, Herr Doktor, nur Ihnen,“ versetzte Walter und entledigte sich seines Auftrages.

Der Doktor nickte. „Sagen Sie ihm, auch ich hätte die Verabredung nicht halten können; so ist alles in Ordnung. Ein anderes mal —“

Ein heftiger Schrei, ein Schrei der Leidenschaft, der Wuth, fast des Entsetzens, ertönte in diesem Augenblicke von des alten Fräuleins Lippen. Der Doktor blieb mitten im Saße stecken und wandte sich voll Staunen seiner Besucherin zu. Es war ein Glück, daß er es that; ein Glück, daß er ihre beiden Hände erfaßte. In der nächsten Sekunde hätte sie diese durch die Fensterscheiben gedrückt und sich selbst vielleicht ebenfalls. Sir Wilson und Heinrich Turner waren in dem Cabriolet vorübergefahren und mit verzerrten Zügen starrte sie ihnen nach.

„Sehen Sie ihn, Doktor? Sehen Sie ihn?“ leuchte sie. „Das ist der Mann; jener zur Linken, nicht der andere. O, Doktor Willis, wollen Sie mir nun glauben? Ich sagte Ihnen, daß ich ihm in Ketterford begegnet sei; und da ist er nun wieder! Lassen Sie mich los!“

Sie besaß fast die Kraft eines wilden Thieres, als sie sich von des Doktors Händen zu befreien suchte. Er winkte Walter, die Thür zu bewachen, und ein scharfer Kampf entspann sich. Endlich gelang es dem Doktor, sie in einen Lehnstuhl niederzudrücken, und nun stand er dicht vor ihr, ihre beiden Hände haltend. Erst nach einigen Minuten begann er zu sprechen, ruhig, begütigend, wie zu einem Kinde. „Mein liebes Fräulein, was soll aus Ihnen werden, wenn Sie sich dermaßen Ihrer Heftigkeit überlassen? Ohne mein Dazwischentreten wären Sie wahrlich durch das Fenster gesprungen. Das wäre mir eine hübsche Geschichte gewesen. Wenigstens einen Monat lang hätte ich Sie, über und über mit Heftpflaster bedeckt, im Hause behalten müssen.“

„Hätten Sie mich nicht zurückgehalten, so hätte ich jenes Cabriolet vielleicht erwischt können,“ war die leidenschaftliche Entgegnung.

„Jenes Cabriolet! Ein Wagen, der zum wenigsten zwei Meilen in der Stunde zurücklegt! Mein liebes Fräulein, das wäre ein Ding der Unmöglichkeit gewesen.“

„Aber wie kann ich ihn finden? Wie kann ich ihn finden?“ Es klang wie ein Jammergeschrei, und ihre beiden Gefährten konnten sich einer mitleidigen Regung nicht erwehren. Fräulein Gwinn legte ihre Hand schwer auf des Doktors Arm: „Wollen Sie mir nicht behülflich sein, Dr. Willis? Haben Sie ihn gesehen?“

„Ich habe nur gesehen, daß zwei Herren in dem Gefährt saßen. Sind Sie überzeugt, daß es der Mann war, den Sie suchen? Wie leicht irrt man sich in einer Person, die in vollem Galopp vor unseren Augen vorüberfaßt.“

„Mich irren?“ versetzte sie in seltsam bedeutungsvollem Tone. „Dr. Willis, ich weiß bestimmt, daß er es war. Ich habe nicht jahrelang sein Bild im Gedächtniß gehalten, um mich jetzt in der Person zu irren. Walter Hill,“ fügte sie heftig bei, „sprechen Sie; sagen Sie die Wahrheit. War es der Mann, dem ich in Ketterford begegnete, oder war er es nicht?“

„Ich glaube, er war es. Aber ich glaube nicht, daß er der Feind ist, von dem Sie sprechen, Fräulein Gwinn. Er versichert, Sie nie gekannt zu haben, und er spricht sicher die Wahrheit.“

„Und ich bin eine Lügnerin?“

„Nein; von Ihrer Seite ist es ein Irrthum in der Person.“

Zufällig bemerkte Walter in diesem Augenblicke, wie des Doktors Auge mit einem ernsten, bekümmerten Ausdruck auf ihn geheftet war. Er las darin deutlich die Frage: „Glauben Sie dies wirklich? oder fällt die Lüge ihm zur Last?“

„Wenn nicht mir, wollen Sie dann Herrn Dr. Willis den Namen jenes Mannes nennen?“ drängte Fräulein Gwinn.

Wieder begegneten sich die Blicke der beiden Herren, und diesmal sprach eine unverkennbare Warnung zur Vorsicht aus des Doktors dunklem Auge. Walter beherzigte sie. „Ich muß es wiederholt ablehnen, irgend etwas über jenen Herrn zu sagen, Fräulein Gwinn; meine Gründe habe ich Ihnen schon früher angegeben.“

Nach diesen Worten verabschiedete Walter sich rasch und trat den Heimweg an. Er war tief in Gedanken, sein Glaube war etwas wankend geworden. „Eine sonderbare Geschichte,“ grübelte er. „Könnte diese Frau mit solcher Bestimmtheit es behaupten, wenn sie ihrer Sache nicht ganz sicher wäre? Was ist aber das Geheimniß, möchte ich wissen? Eine Liebesgeschichte unmöglich; sie könnte dem Alter nach fast seine Mutter sein. Herr Heinrich hat ausdrucksvolle Gesichtszüge — Züge, die in vielen Jahren sich kaum verändern würden.“

Als Walter sich dem Bauhofe näherte, läutete es zwölf, und die Arbeiter strömten scharenweise heraus. Dieses Stündchen von zwölf bis eins liebte er besonders, denn bei der überall herrschenden Ruhe ließ sich gut arbeiten. Sofort nahm er eifrig seinen Plan wieder vor, als in Gestalt des Dr. Willis eine neue Unterbrechung erschien. Mit einem unterdrückten Seufzer schob Walter seine Arbeit beiseite.

„Ist außer Ihnen jemand auf den Bureaus anwesend, Herr Hill?“ fragte der Doktor.

„Nein, nur Mills, der Aufseher, hält sich draußen irgendwo auf.“

Der Doktor nahm Platz und bohrte seine Augen fest in Walters Gesicht. „Was ging heute Morgen mit Fräulein Gwinn hier vor?“

Walter gab eine kurze Aufklärung und fügte bei: „Glücklicherweise hielt Herr Heinrich sich fern. Herr Turner blickte herein und sah sie; aber dies war alles.“

„Was ist Ihre Ansicht?“ fragte der Doktor kurz. „Bitte, sprechen Sie offen; trotz Ihrer Jugend habe ich Vertrauen zu Ihrer Urtheilskraft und Verschwiegenheit. Ist sie im Irrthum oder ist Herr Heinrich falsch.“

Walter antwortete nicht sofort. Dr. Willis mißdeutete den Grund seines Schweigens. „Zögern Sie nicht, Hill. Sie wissen, ich bin zuverlässig und wäre der letzte, der einem Turner schaden möchte. Wenn ich dieser Sache auf den Grund zu gehen wünsche, so geschieht es in der Hoffnung, allenfalls angerichteten Schaden wieder gut machen zu können.“

„Ich bin thatsächlich in Verlegenheit, welche Antwort ich Ihnen geben soll, Herr Doktor. Bis vor einer Stunde hatte ich volles Vertrauen in Herrn Heinrich; aber das hartnäckige Behaupten des Fräuleins hat dieses wirklich ein wenig zu erschüttern vermocht. Sie schien ihn so sicher in dem Cabriolet zu erkennen.“

„Er gleicht durchaus nicht einem Menschen, der ein düsteres Geheimniß mit sich herumschleppt,“ murmelte Dr. Willis, wie für sich.

„Herr Heinrich Turner? Niemand weniger als er. Sein ganzes Aeußere trägt gleichsam den Stempel eines reinen Gewissens. Aber, Herr Doktor, wenn ihr Feind wirklich Herr Heinrich wäre, wie kommt es, daß sie ihn nicht mit Namen kennt?“

„Ja, das ist ein weiterer Punkt. Der Name Turner ist ihr offenbar ohne jede Bedeutung.“

„Wie nennt sie den Mann, den sie als ihren Feind bezeichnet? Ist Ihnen dies bekannt?“

„Nein. Bis jetzt ist es mir nicht gelungen, den Namen von ihr zu erfahren. Auch heute wieder wich sie meiner Frage aus.“

„Herr Turner wünschte, daß ihr Besuch seinem Bruder ein Geheimniß bleibe. Ich hätte es für besser gehalten, ihm davon zu sagen.“

„Nein, nein,“ rief Dr. Willis hastig, mit einer warnenden Geberde. „Das einzige, was wir vorläufig thun können, ist, die beiden einander fern zu halten.“

„Ich möchte wissen, was sie zur Stadt führte,“ bemerkte Walter unbefangen.

Wieder richtete sich des Arztes scharfes Auge forschend auf den jungen Mann. „Haben Sie keine Ahnung davon?“

„Nicht die geringste. Sie deutete an, daß sie jedes Jahr um diese Zeit käme.“

„Gut. Versuchen Sie nicht, irgend einer Vermuthung Raum zu geben, mein junger Freund. Es wäre kein angenehmes Geheimniß, das Sie zu bewahren hätten.“

Mit diesen Worten erhob er sich und verließ das Zimmer seinen Gefährten in einem Zustande peinlicher Bestürzung zurücklassend. Diese verminderte sich nicht, als Walter eine Stunde später einem geschlossenen Wagen begegnete, in dem er Fräulein Gwinn an Dr. Willis' Seite sitzen sah.

5. Kapitel.

In dem sogenannten „Pechwinkel“, einer engen düsteren Straße, befand sich neben dem einzigen hübschen Hause, in welchem Walter Hill Wohnung gefunden, ein ärmliches, zweistöckiges Gebäude, welches von Arbeitern der Firma Turner mit ihren Familien bewohnt wurde. Den oberen und besten Theil des Hauses hatten die Forsters inne, brave, fleißige Leute, welche sich den übrigen Insassen des Pechwinkels möglichst fern zu halten suchten.

Frau Forster war schon seit Jahren schwer leidend und am Morgen nach dem Tage, der Fräulein Gwinn nach London geführt, fühlte sie ihren Zustand bedeutend verschlimmert. Sie war außer Stande, ihr Bett zu verlassen, und ihre Tochter Marie lief schon in aller Frühe zu dem Arzte, um auf dem Rückweg bei Frau Gilbert Turner vorzusprechen. Sie hatte für diese Dame Näharbeiten anzufertigen und wollte um Entschuldigung bitten, daß sie diese wegen der schweren Erkrankung ihrer Mutter nicht abliefern könne. Dann eilte sie hastig wieder nach Hause, aber es wurde beinahe Mittag, bis der vielbeschäftigte Arzt sich endlich bei der Kranken einstellte. Sein kundiges Auge sah sofort, daß es für diese keine Rettung mehr gebe. Er schrieb ein Rezept, gab einige allgemeine Anordnungen und rieth Frau Forster, das Bett zu verlassen, da sie sich ohne Zweifel dann etwas erleichtert fühlen werde.

Nach des Doktors Weggehen brachte Marie die Mutter in das vordere Stübchen, das der kleinen Familie als Wohnzimmer diente. Kaum hatte sie es der Kranken in dem alten Lehnstuhl ein wenig behaglich gemacht, als es leise an der Thür klopfte und die kleine Ellen Turner in Begleitung eines Dienstmädchens eintrat. Das Kind trug eine Flasche in der Hand und eilte mit freundlichem Lächeln auf Marie's Mutter zu. „Hier bringe ich Ihnen guten Wein, Frau Forster,“ sagte es in seiner herzigen Weise; Mama ist so betrübt, daß es Ihnen schlimmer geht; sie will Sie auch bald besuchen.“

„Gott segne Ihr gutes Herzchen, Fräulein Ellen!“ rief die Kranke gerührt. „Immer das gleiche liebe Kind, das stets nur an andere denkt und nicht an sich selbst.“

„An mich selbst brauche ich nicht zu denken, Frau Forster. Alles ist immer in Bereitschaft für mich. Ich wollte, Sie sähen nicht so blaß aus. Sehen Sie nur, wie hübsch die Sonne heute scheint!“

Damit hüpfte die lebhafteste Kleine an das offene Fenster und rief in der nächsten Minute freudig: „Onkel Heinrich! Da kommt Onkel Heinrich!“

Ihr hübsches Köpfchen bog sich weit hinaus, und Herr Heinrich Turner, der raschen Schrittes die Straße durcheilte, nickte lachend dem Nichtchen einen Gegengruß zu, ahnungslos, daß das Luchsauge seiner Feindin wie vernichtend ihm folgte.

Fräulein Gwinn hatte in der Absicht, Walter Hill einen Besuch abzustatten, den Pechwinkel betreten, und das erste, was sie erblickte, war Herr Heinrich Turner. Dieser wechselte gerade ein paar Worte mit dem heimkehrenden Forster und setzte dann eilig seinen Weg fort. Fräulein Gwinn folgte ihm mit langen Schritten und hatte ihn beinahe eingeholt, als die Neugier sie verleitete, zu dem Fenster hinaufzublicken, von welchem Ellen herabgerufen. Als sie den Kopf wieder wandte, hatte sie ihr Opfer aus dem Auge verloren. War er in die Erde versunken? Hatte er sich in ein Haus geflüchtet oder in jene Droschke, die dort unten im Galopp davon fuhr? Eins war gewiß: er war nirgends mehr zu erblicken, und Fräulein Gwinn knirschte fast mit den Zähnen vor Wuth. Sie kam zu dem Schlusse, daß er sie gesehen und jenen Wagen zur Flucht benutzt haben müsse. Sofort war sie entschlossen, im Hause der Forsters Erkundigungen einzuziehen. Eine Minute später stand sie auf der Schwelle des kleinen Stübchens und ließ ihr scharfes Auge forschend über die Anwesenden gleiten.

Der Arbeiter kniete vor einem Schranke und kramte unter verschiedenen Werkzeugen; die kleine Ellen stand lebhaft plaudernd an seiner Seite. Frau Forster ruhte bleich und matt in ihrem Sessel, ihre Tochter und Ellens Begleiterin schienen sorglich um sie bemüht.

„Können Sie mir sagen, wo ein Herr, namens Gilbert wohnt?“ begann Fräulein Gwinn ganz freundlich. Sie hielt es ohne Zweifel für klüger, mit Takt und Schlaueit, statt mit Heftigkeit vorzugehen, nach all' den bisherigen Mißerfolgen, welche diese ihr zugezogen.

Martin Forster erhob sich. „Gilbert, Ma'am? Ich kenne niemand dieses Namens.“

„Wie fatal!“ versetzte sie sanft. „Ich habe mit jenem Herrn zu reden und kenne seine Adresse nicht. Ich glaube, er wohnt hier in der Nachbarschaft; ja, ich meine fast, ich hätte Sie eben unten an der Thür mit ihm sprechen sehen — freilich sind meine Augen nicht die besten. Es war derselbe Herr, dem das kleine Fräulein hier zunickte.“

„Das war mein Onkel Heinrich,“ rief Ellen rasch.

„Wer?“ klang es scharf zurück.

„Es war Herr Heinrich Turner, Ma'am,“ erklärte Forster.

„Herr Heinrich Turner!“ wiederholte sie stirnrunzelnd. „Jener Herr ist Herr Gilbert.“

„Nein, das ist er nicht, Ma'am; ich muß es doch wissen, da ich seit Jahren bei ihm in Arbeit stehe.“

Bis hierher wäre noch kein Unheil angerichtet gewesen; aber das geschäftige kleine Büngelchen setzte sich wieder in Bewegung. „Vielleicht meinen Sie meinen Papa. Papa heißt Gilbert — Gilbert Turner. Aber niemand nennt ihn Herr Gilbert. Er ist der Bruder meines Onkels Heinrich.“

Eine glühende Röthe überflog rasch Fräulein Agathas fahles Gesicht. Eine innere Stimme schien ihr zuzulüftern, daß ihre Ruhe vorüber sei. „Möglich, daß ich in der Entfernung die beiden miteinander verwechsle,“ bemerkte sie mit vortrefflich gespielter Gleichgiltigkeit. „Sehen sie einander sehr ähnlich?“

„Setzt nicht mehr so sehr, Ma'am,“ versetzte Forster. „Vor Jahren hätte man sie für Zwillingbrüder halten können; aber Herr Turner ist in letzter Zeit sehr stark geworden. Herr Heinrich sieht eben gerade so aus, wie Herr Turner in früheren Jahren.“

„Und wer sind Sie, kleines Fräulein?“ wandte sie sich zu Ellen, mit unterdrückter Wildheit im Tone. „Doch nicht Herrn Gilbert Turners Tochter?“

„Ja; ich bin Ellen Turner.“

„Und — Sie haben eine Mutter?“

„Ei, natürlich Madame.“

Eine Pause trat ein; Fräulein Gwinn blickte auf Martin Forster: „Also ist Herr Gilbert Turner verheiratet?“

„Gewiß; seit vielen Jahren. Fräulein Ellen ist zwölf Jahre alt.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte das alte Fräulein, sich kurz abwendend. „Guten Morgen.“

Mit langen Schritten eilte sie die Treppe hinunter und verließ das Haus. „Wie konnte ich mich so täuschen,“ murmelte sie lachend vor sich hin, „Ich bedachte nicht, wieviel Jahre seitdem vergangen. Hätte der Jüngere in den Riesgruben sein Leben verloren, so wäre er unschuldig gestorben.“

So rasch als ihre Füße sie tragen wollten, steuerte sie nun nach dem Geschäftslokale der Firma und stieß unter dem Thore fast mit Walter Hill zusammen. „Ich wünsche Herrn Turner zu sprechen,“ sagte sie herrisch. „Herrn Gilbert Turner — nicht jenen, den ich im Wagen gesehen.“

„Herr Turner ist abwesend, Fräulein Gwinn. Er wird erst heute Abend zurückkehren.“

„Walter! Sie hintergehen mich!“

„Gewiß nicht. Warum sollte ich auch? Herr Turner pflegt sich vor Besuchen nie verleugnen zu lassen. Sie hätten ja gestern, als Sie ihn sahen, nach Belieben mit ihm sprechen können.“

„Ich habe ihn gestern mit keinem Auge gesehen.“

„Doch, doch, Fräulein Gwinn. Jener Herr, der in das Bureau trat und Sie grüßte, war Herr Turner.“

Das Fräulein starrte ihn an, als ob sie außerstande sei, seinen Worten zu glauben. „Das Herr Turner — Gilbert Turner?“

„Sawohl.“

„Aber wie hat er sich verändert!“ Mit einer seltsam wilden Geberde die Arme schwenkend, wandte sie sich um und verließ den

Hof. In der nächsten Sekunde jedoch kehrte sie wieder zurück. „Ich wünsche Herrn Gilbert Turners Privatadresse, Walter Hill.“

„Mein Walter war auf seiner Hut und das Fräulein bemerkte sein Böger. „Meinetwegen enthalten Sie mir die Adresse vor!“ rief sie mit geringschäßigem Lachen. „Der erste Arbeiter, dem ich begegne, wird sie mir geben.“

Damit entfernte sie sich endlich, und Walter nahm seine Arbeit wieder auf. Am Abend dieses Tages suchte er die Privatwohnung seines älteren Prinzipals auf, um diesem über den Verlauf des Tages Bericht zu erstatten. Er wurde wie gewöhnlich in das Familienzimmer geführt, in welchem auch Frau Turner und die kleine Ellen sich befanden. Herr Turner erkundigte sich beiläufig, ob jemand besonders nach ihm gefragt habe. Walter zögerte eine Sekunde mit der Antwort, dann versetzte er: „Ja, Herr. Jene Dame, die auch gestern hier war, kam wieder, sie fragte nach Ihnen.“

Eine Pause trat ein. Hierauf sprach Herr Turner mit scharfer Betonung: „Nach meinem Bruder, meinen Sie. Ohne Zweifel wollte sie mit Heinrich sprechen.“

„Sie verlangte ausdrücklich nach Ihnen, Herr. Nach Herrn Gilbert Turner.“

Ellen, welche auf einem Stühlchen zu den Füßen ihrer Mutter saß, spitzte die feinen Oehrchen und erzählte dann von dem Besuche Fräulein Gwinn bei den Forsters, mit der eifrigen Frage: „Wer war die komische Dame, Papa?“

„Sie — sie — sie hatte mit Heinrich Geschäfte,“ versetzte Herr Turner in so bestürztem, eigenthümlichen Tone, daß die Worte mehr wie eine an die Anwesenden gerichtete Entschuldigung, als wie eine Antwort auf des Kindes Frage lauteten. Unwillkürlich blickte Walter auf den Sprechenden. Dieser hatte seine Stellung etwas verändert, sodaß das Auge seiner Gattin nicht auf seine Züge fallen konnte. Walter jedoch bemerkte zu seinem Staunen, daß sich eine große Unruhe darin ausdrückte.

In diesem Augenblick ertönte die Hausglocke, und die lebhafteste Ellen sprang wie der Blitz von ihrem niederen Sitze auf, um am Fenster nach dem allenfallsigen Besuche auszuspähen. „Ach! ich hoffte, es sei Onkel Willis; aber es ist — o Papa! ich glaube, es ist dieselbe Dame, die bei Martin Forster war. Sie ist fast so groß wie ein Haus.“

Was ging mit Herrn Turner plötzlich vor? Er sprang in die Höhe, machte einen Satz bis in die Mitte des Zimmers und glitt dann geräuschlos wieder zurück. Verstohlen schlich er bis zur Thür, verstohlen berührte er Walters Arm und winkte ihm zu folgen. Seine Hände zitterten; eine düstere Wolke lag auf seiner Stirn; er schien sich in einer unbeschreiblichen Verwirrung zu befinden. Frau Turner bemerkte nichts Ungehörliches; in dem großen Gemach herrschte ein angenehmes Dämmerlicht, und sie hatte ihr Gesicht dem Feuer zugewandt.

„Gehen Sie zu jener Frau, Hill!“ kam es flüsternd von Herrn Turners zusammengedrückten Lippen, als er Walter aus dem Zimmer zog. „Ich kann sie nicht sprechen. Gehen Sie.“

„Was soll ich ihr sagen?“ fragte Walter, ganz bestürzt über das seltsame Benehmen.

„Was Sie wollen; was Sie wollen. Nur halten Sie mir die Person fern.“ Damit kehrte er in das Zimmer zurück und machte leise die Thür hinter sich zu, denn Fräulein Gwinn befand sich bereits in der Halle. Walter glaubte Herrn Turner den Kiegel vorschieben zu hören und beeilte sich, der Dame entgegenzutreten, ehe der Diener einen Mißgriff begehen konnte.

„Herr Turner ist nicht in der Lage, Sie heute abend zu empfangen, Fräulein Gwinn,“ sagte er mit einer höflichen Verneigung.

„Wer hat Sie bevollmächtigt, sich einzumischen, Walter Hill?“ Sie sprach nicht wild und zornig, sondern im Tone kalter unbeugbarer Entschlossenheit. „Ich verlange eine Unterredung mit Gilbert

Turner. Daß er zu Hause ist, weiß ich, denn ich habe ihn durch das Fenster beim Feuerschein gesehen; und ich werde hier bleiben, bis er mir Rede steht, sei es morgen oder in einigen Tagen. Verstehen Sie meine Worte? Ich verlange die Unterredung; ich bitte nicht darum: er weiß am besten, mit welchem Recht.“

Bedächtigt ließ sie sich auf einen Stuhl in der Halle nieder. Walter befand sich in der peinlichsten Verlegenheit. Er sah, daß er sie ohne Gewaltmittel nicht los werden könne und klopfte in seiner Rathlosigkeit wieder leise an die Thür des Speisezimmers an. Herr Turner ließ ihn vorsichtig ein, schob den Riegel wieder vor und zog Walter in die entfernteste Fensternische. Frau Turners Aufmerksamkeit war durch das lebhafteste Geplauder ihres Töchterchens ganz von den beiden Herren abgelenkt. „Sie hat in der Halle Platz genommen, Herr,“ flüsterte Walter, „und versichert, dort bleiben zu wollen, bis sie ihren Zweck erreicht. Ich bin überzeugt, sie gedenkt diese Drohung wirklich auszuführen. Sie sagt, sie verlange die Unterredung als ein Recht.“

„Nein, sie besitzt keinerlei Rechte. Aber — vielleicht ist es besser, wenn ich gleich mit ihr rede und die Sache abmache; sie könnte sonst zudringlich werden. Lassen Sie die Person durch Franz in den Salon führen; Sie aber, Hill, bleiben hier und unterhalten meine Frau.“

„Was giebt es, daß Du mit Herrn Hill so flüsterst? Hat jemand nach Dir verlangt, Gilbert?“ fragte Frau Turner, endlich aufmerksam geworden.

„Ja; die Angelegenheit betrifft eigentlich meinen Bruder, aber da die Dame einmal hier ist, will ich sie nicht abweisen lassen. Ich werde bald wieder hier sein, Luisa.“

Fräulein Winn hatte sich ganz ruhig in den Salon geleiten lassen. Ihre Unterredung mit Herrn Turner dauerte eine volle Stunde. Manchmal wurden die Stimmen, wie im Zorne, so laut, daß sie im unteren Stockwerk vernehmbar waren. Nach einer Weile wurde Frau Turner ungeduldig. Der Thee war servirt, und immer noch erschien der Hausherr nicht. Endlich hörten sie die beiden herunterkommen. „Gilbert giebt ihr selbst das Geleite,“ bemerkte Frau Turner. „Wollen Sie ihm sagen, Herr Hill, daß wir mit dem Thee auf ihn warten?“

Walter trat in die Halle, prallte aber förmlich zurück, als er seines Prinzipals ansichtig wurde. Dieser hatte gerade die Thür hinter Fräulein Winn geschlossen, und der helle Schein der Hallenlampe fiel auf sein Gesicht. Es war von geisterhafter Blässe und zeigte einen Ausdruck namenlosen Entsetzens. Es wankte nach einem Stuhle und sank schwer darauf nieder. Walter eilte an seine Seite. „O Herr, was ist geschehen? Sie sind unwohl?“

Der starke Mann, den sein Stolz bisher aufrecht erhalten hatte, fühlte sich jetzt von Schwäche überwältigt, er lehnte seine Stirn an Walters Arm und hob, zum Schweigen mahnend, den Finger auf. „Ich habe einen Stoß erhalten, einen Dolchstoß,“ flüsterte er. „Haben Sie eine Minute Geduld mit mir, Hill. Die Wunde blutet.“

Walter wußte wirklich nicht, ob er die Worte buchstäblich nehmen sollte. „Einen Stoß?“ wiederholte er zögernd.

„Ja, hier!“ er berührte sein Herz. „O, wäre ich todt, wäre ich vor Jahren gestorben — ich oder sie! Warum mußte sie leben — leben, um mir dieses grausame Unrecht anzuthun?“ Klagte er träumerisch. „Ein grausames Unrecht mir und den meinen!“

„Was ist es?“ fragte Walter unwillkürlich. „Ein Unrecht! Wer hat es gethan?“

„Sie — die Frau, die mich eben verlassen. Sie trägt alle Schuld.“ Er erhob sich und schien nach seinem Hute zu suchen.

„Frau Turner wartet mit dem Thee, Herr,“ bemerkte Walter bestürzt.

„Thee!“ wiederholte der andere, wie im Fieber sprechend; „ich kann heute nicht mehr hineingehen; ich kann sie nicht sehen. Erfinden Sie eine Entschuldigung für mich — irgend etwas. Warum hat jene Frau mir dies schreiende Unrecht zugefügt?“ (Fortf. folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Um ein Haar.

Aus dem New-Yorker Leben von Friedrich S. Bajeken.

Eines Abends spät, es war schon nach zehn Uhr, trat mein Freund — ich will ihn Berthold nennen — eilig bei mir ein und forderte mich auf, ihn zu begleiten.

Er war bereits seit vielen Jahren in New-York ansässig und bekleidete in einem bedeutenden Handelshause eine angesehene Stellung, die sich in nächster Zeit durch seine Verbindung mit einer Tochter eines seiner Chefs noch günstiger für ihn gestalten sollte. Infolge seiner ausgebreiteten Bekanntschaft in den ersten Gesellschaftskreisen, in die er mich eingeführt hatte, sowie unter dem Volke verdankte ich ihm schon manche interessante Stunde, und daß mir auch jetzt wieder solche in Aussicht standen, verrieth mir seine schmunzelnde Miene, mit der er mir zusah, während ich mich schnell zum Mitgehen bereit machte.

„Nun? Wohin führen Sie mich heute?“ fragte ich gespannt.

„In eine geheime Spielhölle,“ flüsterte er, dicht an mich herantretend, geheimnißvoll. „Nicht um zu spielen, lieber Freund,“ fuhr er lächelnd fort, als ich ihn höchst überrascht anschaute, denn erst kürzlich hatte er sich im Laufe eines Gesprächs über das Laster des Spiels mit Abscheu geäußert. „Ich meine nur, es dürfte nicht uninteressant für Sie sein, auch dergleichen einmal kennen zu lernen.“ Kurz erzählte er mir, daß er vor einigen Abenden nach einer größeren, gesellschaftlichen Festlichkeit dem Drängen zweier junger Amerikaner, Söhne steinreicher Väter, gefolgt sei, sie in eine solche Spielhölle zu begleiten, und daß es ihm nun ein Leichtes sei, auch für mich dort Einlaß zu erwirken.

Einige Minuten später fuhren wir auf der Hochbahn durch die Stadt, ich nicht wenig gespannt und doch wieder mit einem gewissen Bangen, wie jemand es empfinden muß, der weiß, daß er auf verbotenen Wegen wandelt.

Ueberzeugt war ich, von meinem Freunde in irgend eine außerhalb des Lebens und Treibens der City gelegene Spelunke geführt zu werden; wie erstaunte ich aber, als wir nach kurzer Fahrt die Bahn verließen, und nachdem wir noch einige Straßen gekreuzt, in die „Fifth Avenue“ einbogen, wo mir Berthold sagte, daß wir sofort an Ort und Stelle sein würden. Wie war es möglich! Hier in der vornehmsten Straße New-Yorks, wo die tonangebende Welt wohnte, sollte, wenn auch im geheimen, gewerbsmäßig Bank gehalten werden?

Noch glitten meine Augen erstaunt an den prächtigen Gebäuden entlang, als mein Freund vor einem derselben Halt machte, und mich, nach einem Blicke links und rechts in die gerade in der Nähe menschenleere Straße, dicht vor das Gebäude in den Schatten des von schweren Säulen getragenen, etwas vorspringenden Portales zog, worauf er in eigenthümlicher Weise mit einem Schlüssel an die mächtige, mit reichem Schnitzwerk ausgestattete Flügelthür klopfte.

Gleich darauf drehte sich an dieser ein aus dem Schnitzwerk hervorragender Löwentopf zur Seite und an dessen Stelle erschien eine kleine, runde Oeffnung, in die Berthold einige Worte hinein-flüsterte.

Wenige Sekunden vergingen; dann sprang die Thür auf, und wir traten ein, worauf sich die Thür rasch wieder hinter uns schloß. Finsterniß umgab uns.

„Please, go on, Gentlemen!“ ertönte eine rauhe Stimme neben mir.

Mein Freund hatte meine Hand erfaßt und zog mich weiter. — Rasch gewöhnte sich mein Auge an die Dunkelheit, und nun sah ich, wie wir aus einem breiten, hohen Flur, der nur durch die durch ein Fenster fallende Straßenbeleuchtung einiges Licht erhielt, in einen seitlich gelegenen, teppichbelegten Gang gelangten. An

bessen Ende traten wir in ein geräumiges, durch eine Ständerlampe mit rosa Schirm matt erhelltes Zimmer.

Hier begrüßte uns durch eine tiefe Verbeugung ein schwarzer Diener; dann schlug er eine der schweren Sammetportieren, mit denen sämtliche Wände des Zimmers decorirt waren, zur Seite und öffnete eine dahinter befindliche Thüre.

Im nächsten Augenblicke standen wir in einem kleinen Saale, geblendet von dem strahlenden Kerzenglanze zweier von der holzgetäfelten und reich mit vergoldetem Stuck versehenen Decke herabhängenden Krystallkronen.

Große Spiegel in kostbaren, goldenen Rahmen schmückten die weißen, marmorähnlichen Wände. Weißseidene Portieren hingen vor der Thür, durch die wir eingetreten waren, und kunstvoll drapirt waren Shawls, von gleichem Stoff und gleicher Farbe, vor den zwei hohen, breiten, durch dichte Holzjalouſieen geschlossenen Fenstern. Mit hellem Eichenholz parkettirt war der Fußboden. Mehrere mit weißseidenen, golddurchwirkten Decken und Eisbärfehlen belegte Ottomanen an den Wänden, sowie ebenfalls mit weißer, golddurchwirkter Seide überzogene Stühle und Sessel, und hier und dort Tischchen, auf denen kostbare Vasen und Blumen standen, vervollständigten die prächtige Ausstattung des Raumes, und fast störend wirkten zwei größere lange Tische unter den Kronleuchtern in der Mitte des Saales, an denen eine Anzahl Herren stand und saß. Auf dem einen Tisch befand sich ein Roulette; an dem andern wurde Pharao gespielt.

Nur die Augen des Bankhalters am Roulette, eines älteren Herrn mit glattrasirtem, faltreichen Gesichte streiften uns, als wir im Saale erschienen, einige Sekunden mit einem Ausdruck gleichsam wie ein Raubthier, das seine Beute mustert. Die übrige Gesellschaft hatte anscheinend nur Sinn und Auge für das Spiel.

Die näselnde Stimme jenes Bankhalters, leises Klappern der, wie ich später sah, für Geld eingetauschten, knöchernen Spielmarken, sowie das Rollen der Kugel des Roulette unterbrach allein die lautlose Stille im Saale.

Zwischen den Herren am Roulette entdeckte ich jetzt auch eine einzelne Dame, eine hübsche, stattliche Erscheinung. Das von einer dichten Fülle aschblonder Haare bedeckte Haupt vorgeneigt, saß sie mit fieberhaft geröthetem Antlitz, die großen dunklen Augen starr auf die rollende Kugel gefest, in einem nahe an den Tisch gerückten Sessel. Die linke, kleine, weiße, schmale Hand hatte sie zur Faust geballt, während die Rechte krampfhaft ein Geldtäschchen aus braunem Leder umspannte.

„Noire!“ klang die Stimme des Bankhalters. Ein Klappern der knöchernen Spielmarken folgte. Dazwischen tönte jetzt auch das Klingen von Goldstücken. Ein Herr tauschte etwa hundert Dollars gegen Spielmarken bei dem Bankhalter ein, worauf dieser das erhaltene Geld unter dem Tisch verschwinden ließ. „Faites votre jeu, Messieurs,“ näselte er dabei.

Die Dame hatte verloren. Ich sah es an ihrer enttäuschten Miene und der in ihrem Antlitz wechselnden Farbe. Mit zitternden Fingern, an denen mehrere Brillantringe blühten, schob sie eine Anzahl Spielmarken von einem vor ihr liegenden Häufchen auf eines der auf dem Tische abgegrenzten, rothen Felder.

Als ich mich jetzt meinem Freunde zuwandte, bemerkte ich, wie sein Blick scharf musternd an der Dame hing. „Ja; sie ist es. Es ist also wahr,“ murmelte er vor sich hin. „Komm!“ raunte er mir dann ins Ohr. „Anstandshalber müssen auch wir hier etwas Geld verlieren.“ Damit trat er neben die Dame an den Tisch und setzte einige Dollars auf ein schwarzes Feld.

Ich setzte auf Roth.

Die Kugel rollte, und wieder gewann Schwarz. Die Spielmarken der Dame und mein Geld strich der Bankhalter ein, während Berthold den doppelten Betrag der gesetzten Summe in Spielmarken ausbezahlt erhielt.

Die Dame schaute zu ihm auf, und einen Augenblick war es mir, als male sich in dem Ausdruck ihres Gesichtes etwas wie Schrecken; doch dann nahm das abermalige „Faites votre jeu!“ des Bankhalters sie wieder ganz in Anspruch. Unstet irrten ihre Blicke auf dem Tisch umher von einem Feld zum andern. Mehrfach streckte sich ihre Hand mit einer Anzahl Spielmarken aus; aber immer zog sie dieselbe wieder zurück, bis mein Freund noch einmal auf Schwarz gesetzt hatte; dann besetzte auch sie die gleiche Farbe.

Ich wählte roth und — verlor abermals. Damit hatte für mich das Spiel ein Ende, denn mit den dabei eingebüßten fünf Dollars glaubte ich den Eintritt in die Spielhölle hoch genug bezahlt zu haben.

Berthold setzte weiter und gewann, mit ihm die Dame, welche, sich auch weiter nach ihm richtend, dieselbe Farbe spielte wie er.

Nachdem ich den beiden noch eine kurze Weile zugeschaut hatte, trat ich von dem Roulette fort an den Pharaotisch. Hier saßen verschiedene Herren mit Papier und Bleistift, die „das Glück berechneten“, bevor sie setzten. Die übrigen spielten ohne diese „Vorsicht“ und blickten, wenn ihnen das Glück günstig war, geringschätzig auf die immer wieder ihre Zahlenreihen auf dem Papier ängstlich musternden Herren oder auch mit Neid auf jene, wenn dieselben gewannen und sie verloren hatten.

Eine Zeit sah ich auch hier dem Spiele zu; doch bald erfaßte mich eine Scheu vor den Menschen mit ihren leidenschaftlichen, gierigen, höhnischen und neidischen Mienen; die nur durch das sich immer gleich bleibende Geräusch unterbrochene Stille wurde mir unheimlich, und unangenehm bedrückte mich die schwüle, dunstige Luft im Saale.

Schnell leerte ich ein Glas Champagner, der nebst kleinen Butterbrötchen und Cakes von einem schwarzen Diener herübergereicht wurde; dann näherte ich mich meinem Freunde, der soeben wieder einen Gewinn einstrich, und deutete ihm an, daß ich mich hinwegsehne.

Sofort ließ er sich die Spielmarken, von denen ein beträchtlicher Haufen vor ihm lag, von dem Bankhalter in klingende Münze umwechseln, was bereitwillig geschah.

Die Dame neben ihm zog in nervöser Hast die Uhr, und sich erhebend, bat auch sie um Auswechslung ihrer Marken. Sie hatte ebenfalls stark gewonnen.

Einen Augenblick runzelte der Bankhalter die Stirn; dann aber kam er auch ihrer Aufforderung mit gezwungenem Lächeln nach. Als sie jedoch das Geld erhalten hatte — ich bemerkte darunter mehrere Hundert-Dollar-Scheine, sank sie wieder, die rollende Kugel mit starrem Blick verfolgend, in ihren Sessel zurück und — spielte weiter.

„Haben Sie Appetit zu einem opulenten Mahle?“ fragte mich Berthold, der noch einmal nach der Dame, die soeben eine Handvoll Dollars auf eines der Felder des Spieltisches setzte, hingesehen hatte und sich mir nun kopfschüttelnd wieder zuwandte. „Unentgeltlich wird es hier jedem Besucher in einem der Nebenräume servirt.“

Ich verneinte und erwiderte, daß ich am liebsten so rasch wie möglich das Haus verlassen möchte. Ein unbehagliches Gefühl, fast wie Angst, hatte sich meiner in den letzten Minuten bemächtigt.

„All right! Dann kommen Sie.“

Wir schritten nach der Thür; doch in demselben Augenblick wurde diese aufgerissen, und ein alter Herr in einem türkischen Schlafrock — wie ich später erfuhr, der Eigentümer der Spielhölle — stürzte mit dem Rufe: „Die Polizei!“ in den Saal.

Ein furchtbarer Tumult entstand. Alle Sitzenden sprangen auf. Einige schrieten nach ihrem Gelde, das sie gegen die Spielmarken umgewechselt haben wollten. Andere rafften diese an sich, und wieder andere rannten vollständig kopflos hin und her.

„Vorwärts, Gentlemen! Hierher!“ rief der alte Herr und drängte die Dame, welche sich, bleich wie der Tod, und mit dem Ausdrucke namenlosen Entsetzens an Bertholds Arm klammerte, sowie meinen Freund, aus dessen Gesicht auch jeder Blutstropfen gemichen war, mich und einige Herren in eine Ecke des Saales. „Vorwärts! Wollen Sie verhaftet werden?“ schrie er den übrigen zu.

Diese liefen jetzt auch zu uns her.

„Feststehen!“ kommandirte der alte Herr und drängte den Menschenknäuel noch enger zusammen. „Good evening, Gentlemen!“

Ich sah, wie die zwei Spieltische in der Mitte des Saales mit den Bankhaltern in den Fußboden versanken; dann wich auch der Boden unter unseren Füßen, und wir sanken ebenfalls in die Tiefe. Noch einige Sekunden strahlte die Helle des Saales auf uns herab, dann schloß sich geräuschlos die Oeffnung über uns, und Finsterniß hüllte uns ein. Gleich darauf befanden wir uns in einem kellerartigen, durch eine einzige Kerze matt erleuchteten Gewölbe.

„Vorwärts! Folgen Sie mir!“ klang hier eine gedämpfte Stimme, und eine dunkle Gestalt eilte, wiederholt zur Ruhe mahnend, mit der Kerze fort.

Wir hasteten ihr nach.

Treppauf, treppab und dazwischen längere Strecken über weichen, sandigen, unsere stolpernden Schritte dämpfenden Boden ging es, dann zeigte sich eine niedrige Oeffnung in einer Seitenmauer, durch die uns die Gestalt, einen nach dem anderen, doch jeden einige Sekunden zurückhaltend, in das Freie ließ.

Ich schaute weder rechts noch links; soweit ich mich nachher erinnerte, lief ich durch eine Art Garten, aus dem ich in eine hell erleuchtete, belebte Straße gelangte, wo ich wieder mit Berthold zusammentraf, der mit der Dame, die auch jetzt noch an seinem Arme hing, früher den Keller verlassen hatte und mir nun, als ich aus dem Garten trat, entgegenkam.

Die Dame hatte einen Schleier über ihr Gesicht gezogen, das noch immer geisterbleich durch denselben hervorschimmerte. Schwer stützte sie sich auf meines Freundes Arm; man sah, daß ihre Füße sie kaum zu tragen vermochten.

„O, mein Gott! Mein Gott!“ flüsterte sie. „Um ein Haar wäre — — —“ Ein Schauer schüttelte ihre Glieder.

„Ja; danken wir Gott, und betrachten wir es als eine Warnung von ihm, daß wir zu entrinnen vermochten,“ sagte Berthold ernst.

„O, mein Gott! Mein Gott!“ wiederholte die Dame. Mühsam rang es sich von ihren Lippen, und wie im Fieberfrost schlugen ihre Zähne laut klappernd aufeinander.

Langsam schritten wir die Straße entlang. Nach und nach wurde der Gang der Dame sicherer. Sie seufzte einige male laut auf; dann blieb sie plötzlich stehen und zog ihren Arm aus dem meines Freundes.

„Ich danke Ihnen, Sir,“ sprach sie hastig, jedes Wort gewaltsam hervorstoßend. „Ich möchte — Sie nicht weiter — belästigen. Leben Sie wohl und —“ dicht trat sie an Berthold heran, und heftig zitternd sagte sie: „Sie kennen mich; ich weiß es. Verrathen Sie mich nicht!“ Schnell eilte sie durch eine Querstraße davon.

„Kommt!“ Mein Freund nahm meinen Arm und zog mich rasch fort. Auch er war heftig erregt; sein Arm bebte in dem meinen. — „Das arme Weib!“ sprach er nach kurzem Schweigen vor sich hin. „Wird ihr das heutige Erlebnis eine Lehre sein? Ich will es ihr von Herzen wünschen. Ein Wunder ist es, daß ihr Gatte noch nichts gemerkt, daß sie bisher keiner verrathen hat.“

„Sie ist verheiratet?“ fragte ich erstaunt.

Berthold nickte. „Ja, und Mutter mehrerer Kinder. Ich sah sie bereits, als ich zum erstenmal jene Spielhölle besuchte. Die beiden jungen Amerikaner, welche mich dort einführten, kannten sie. Ihr Gatte ist geschäftlich viel auf Reisen, und sobald er den Rücken

wendet, soll sie beim Spiel den größten Theil der Nächte verbringen. — Armer Mann! — Kommen Sie! Meine Kehle ist mir wie ausgedörrt; ich muß irgend etwas genießen.“

Wenige Minuten später saßen wir in einem „deutschen Bierkeller“ in einer Ecke, vor uns ein Glas schäumenden Gerstensaftes.

Nur einige Männer befanden sich am anderen Ende des Kellers in eifrigem Gespräch mit dem Wirth.

Nachdem sich mein Freund überzeugt hatte, daß wir von jenen nicht beobachtet wurden, zog er mehrere Handvoll Dollars sowie eine größere Anzahl Kassenscheine aus der Tasche und that sämtliches Geld in eine Sammelbüchse, die auf dem Tische stand, indem er mehr für sich sagte: „Möge den Armen zu gute kommen, was ich mir gekehrwidrig aneignete.“

Als der letzte Dollar in der Büchse verschwunden war, seufzte er wie erleichtert auf und leerte sein Glas; dann gingen wir schweigend heim.

Berthold begleitete mich bis vor meine Wohnung. „Gute Nacht, alter Freund!“ sagte er, mir die Hand schüttelnd. „Ich denke, wir sind beide heute um die Erfahrung klüger geworden, daß man sich auch nicht aus Neugier mit Sachen befassen soll, die das Licht scheuen. Mit gefangen, mit gehangen, und schließlich waren wir ja auch straffällig wie alle übrigen. Ihnen hätte es vielleicht nicht so viel ausgemacht, wenn Sie jetzt hinter Schloß und Riegel säßen. Ich hätte außerdem Braut und Stellung verloren — um ein Haar — um ein Haar!“

(Nachdruck verboten.)

„Koufinschen.“

Stizze von Marie Stahl.

„Neh — hm —“

Molli räusperte sich noch einmal und zwitscherte alsdann ganz leise einige Strophen von „Kommt a Bogerl geflogen“ vor sich hin.

Gänzlich erfolglos.

Better Friedrich ging an ihr vorüber, wie es schien, ohne sie zu sehen.

Hat man je so etwas erlebt?

Nein! Ein solches Benehmen stand beispiellos da in Molli's achtzehnjähriger Lebenserfahrung!

Sie, die in dem Ruf stand, sogar Knaben in Pumphörschen und alten Männern die Köpfe zu verdrehen, die bereits einem Fabrikbesitzer mit zwölftausend Jahresrente einen regelrechten Vorb gegeben hatte und zur Zeit einige Leutnants und Referendare schmachten ließ, sollte auf diesen langbeinigen, fennmelblonden, großohrigen Better Friedrich nicht den geringsten Eindruck machen?

Kalt und ungerührt blieb er, selbst dem veilchenblauen Velvetkostüm gegenüber, das ihr doch so entzückend stand, und während alle im Hause, von Onkel Gisbert an bis auf Feldmann, den Teufel, ihrem Zauber erlegen waren, zeigte er eine geradezu beleidigende Ruhe und schien für sie nicht mehr Bewunderung zu haben, als für das hausbackene Fräulein Emma, die Tante Alwine die Wirthschaft führte. Ja, er bezeugte dieser robusten Dame, die so vorzüglich Puffert backen konnte, eine Hochachtung, die er für sie durchaus nicht zu besitzen vorgab.

War es möglich, sich eine solche Gelegenheit zum Flirten entgehen zu lassen?

Zierlich geschürzt, mit blendend weißer Küchenschürze, saß sie oben auf der Leiter, die nach dem Obstboden führte, ein Körbchen mit Äpfeln im Arm, gerade als er hier vorbei, wie üblich um die Mittagstunde, nach dem Kornspeicher gehen mußte.

Und er sah sie nicht einmal!

„Kommt man runter, Mollchen, weißt'e, wegen „dem“ brauchst'e nich auf'n Appelboden zu steigen!“ rief eine Stimme von unten herauf und gleich darauf tauchte Arno, der Tertianer, auf der knarrenden Stiege empor, die nach den unteren Räumen des Wirthschaftsgebäudes führte.

Arno brannte natürlich lichterloh für Dousine Molli, trotzdem er vier Jahre jünger war, als sie, und sie hatte seine excentrischen Guldigungen lächelnd und mit Wohlwollen geduldet, weil andere sich darüber amüßten und ihre vielfachen Eroberungen stets Tagesgespräch waren.

Aber in diesem Augenblick ging ihr Arnos spionirende Eifersucht über den Spaß.

„Dummer Junge!“ gab sie ungnädig zurück, „Was fällt Dir ein? Ich bin zu meinem eigensten Vergnügen hier auf den Boden gestiegen, um mir Äpfel zu holen.“

„Na, da hätte ich mir aber 'ne bessere Sorte ausgesucht, als die grasgrünen Musäpfel. Die feinen Gpäpfel liegen alle bei Muttern auf der Vorrathskammer,“ beharrte Arno und kam langsam die Leiter herauf.

„Geh fort, laß mich hinunter!“ befahl Molli, ärgerlich das feine Mäschen hehend und die Spitzenröckchen zusammenraffend.

Aber Arno stand vor ihr und rührte sich nicht.

„Kommst Du mit mir in den Garten! Wir wollen frische Blumen für Dich aus dem Treibhaus holen,“ schlug er vor.

„Nein, ich bin gewöhnt, daß man mir Blumen bringt, ich hole mir keine!“ entgegnete Molli sehr schlechter Laune. „Wenn Friedrich nicht solch ein entsetzlicher Stockfisch wäre, würde er einsehen, daß es seine Pflicht wäre, eine junge Dame, als seinen Gast, mit Blumen zu versorgen.“

„Da kannst'e lange warten!“ lachte Arno. „Weißt'e, was er von Dir gesagt hat, als Fräulein Emma ihn mit Dir neckte und meinte, eine schönere Braut als Dich könnte er nicht finden? Die ist mir ja viel zu eitel, die denkt, wir Mannsleut sind wie die Pudel nur zum apportiren da.“

„Hat er das gesagt?“ rief Molli, indem das Blut ihr in den Popf stieg. „Das soll'er büßen! er soll noch apportiren lernen!“ Ihre Augen blitzten vor Zorn.

Sie gab Arno einen Stoß, daß er einen Sprung von der Leiter machen mußte, um sich vor einem Fall zu retten und dabei rücklings in einen Haufen aufgeschütteten Häckfels kollerte.

Ohne ihn weiter zu beachten, lief sie an ihm vorbei, der wie ein Gefiederter aus dem staubigen Häcksel herauskrabbelte.

* * *

„Friedrich!“

Mollis Stimme klang sanft und bescheiden.

„Was wünschst Du?“

Friedrich war zu sehr Cavalier, um diesem Ruf nicht auf das Höflichste zu folgen.

„Nieber Friedrich, könntest Du mir nicht die Anfangsgründe vom Skat beibringen? Und vom Whist? Es würde Onkel gewiß freuen, wenn ich manchmal mit ihm spielte.“

Friedrich fand diesen Wunsch, dem Onkel einen Gefallen thun zu wollen, riesig nett von Molli.

Das hätte er ihr gar nicht zugetraut!

Er erbot sich sofort, den Lehrer zu machen, und so saßen denn beide den Rest des Abends an einem kleinen Tischchen, in einem der behaglichen Schmollwinkel in Tante Alwinens Wohnzimmer, beisammen.

Molli trug das blaue Velvetkostüm und ihr feines Gesichtchen war von einem rosa Lampenschleier magisch verklärt.

Sie begriff recht schwer. Wenn der gute Friedrich seine Dektion noch so gründlich erteilte, sie machte immer wieder Dummheiten, wenn sie ausspielen sollte, und jedesmal sahen ihn dann die großen, sanftschimmernden Kinderaugen hülflos und fragend an.

Er mußte sich immer wieder zu ihr herüberbeugen und helfend eingreifen. Jedesmal streiften ihn dabei ihre feinen, weichen Hände und athmete er den Duft ihres wirren, seidigen Gelocks.

Er hatte im Anfang ein paarmal ärgerlich und ungeduldig werden wollen. Aber das verging ihm bald. Die großen Kinderaugen sahen ihn dann so ängstlich an und der kleine, süße Mund Mollis verzog sich weinerlich. Das war so rührend.

„Nieber Friedrich“, bat Molli mit sanftem Augenaufschlag am folgenden Tage, „könntest Du mich nicht Schlittschuhlaufen lehren? Arno ist so wild dabei, er wirft mich immer hin.“

Und Friedrich mühte sich stundenlang mit ihr auf dem Eise.

Auch hier war sie etwas ungeschickt, er mußte sie sehr viel mit seinen starken Armen stützen, führen und oft auffangen, wenn sie schwankte.

Dabei lernte er sie von einer ganz neuen Seite kennen. Sie war gefügig und schmiegsam. Auch zeigte sie lebhafteste Bewunderung für seine Kraft und Gewandtheit, die sie wie etwas Phänomenales anstaunte.

Der gute Friedrich, der sich noch nie im Leben für etwas Besonderes gehalten, kam zum erstenmal zu dem wohlthuenden Bewußtsein, daß er doch ein „forscher Kerl“ sei.

Arno hatte unterdessen Selbstmordgedanken und war nur nicht mit sich einig, auf welche Art man wirkungsvoll dramatisch und zugleich angenehm aus dem Leben scheiden könne.

Er war für Betäubung mit Morphinum oder Blumenduft.

Morphinum stand ihm nicht zur Verfügung und der Versuch, sich im Treibhaus unter den paar blühenden Kamelien und Hyazinthen in eine bessere Welt zu befördern, mißglückte, trotzdem er die Nase eine halbe Stunde lang in eine Hyazinthe steckte.

Ebenso, wie seine beiden Söhne, lag Onkel Gisbert in Mollis Banden.

Obgleich sie eine unbedeutende Stimme hatte, konnte sie Schnadahüpfel neckisch vortragen und sie mußte dem Onkel täglich vorsingen:

„D, Du flachshaaret Diandl — I hab' Di so gern — Und i kunnt wegen Dein Flachshaar — Grad a Spinnradl' wer'n.“

Der gute Onkel wurde stets ganz warm und schwärmerisch dabei und einmal kam er derartig in Stimmung, daß er mit Molli schuhplattln wollte. Er kam aber nicht weiter damit, als daß er sie sehr herzlich um die Taille faßte, hochhob und ihr einen nachdrücklichen Schmaß versetzte.

Er behauptete, das sei schuhplattln, aber die Tante war anderer Ansicht.

Friedrich wurde plötzlich merklich nachdenklich und zerstreut, obgleich er sich sein Leben lang nicht viel mit des Gedankens Blässe abgequält hatte und der pünktlichste Mensch von der Welt war.

Nachdem er zweimal den Kornbodenschlüssel stecken ließ, und einmal eine wichtige Bestellung an den Fleischer vergaß, der ein Stück Vieh abholen sollte, bemerkte er selbst, daß er sich in einem außergewöhnlichen Zustande befinde.

Das Essen schmeckte ihm nicht, wie sonst, und er war merkwürdig reizbar, trotzdem er im ganzen Nerven wie Stricke hatte.

Fräulein Emma weinte bittere Thränen, weil er eines Abends ihre Puffert ledern fand, und als Arno behauptete, Molli sei eine herzlose Kofette, bekam er eine schallende Ohrfeige, die ihn so verblüffte, daß er die ernstliche Besorgniß äußerte, Friedrich zeige Symptome von Geistesstörung und würde wohl nächstens in's Irrenhaus kommen.

Zum Glück kam es anders.

Onkel Gisberts Geburtstag wurde mit einem großen Fest gefeiert, zu dessen Vorbereitungen Molli schon vierzehn Tage vorher bei der guten Tante eingetroffen war unter dem Vorwand, „helfen“ zu wollen.

Die Hülfe bestand aber in der allerdings anerkennenswerthen Leistung, daß sie den Onkel und die beiden Vettern angenehm beschäftigte und sich sehr von Tante Alwine verhätscheln und pflegen ließ.

Im Tanzsaal war es — denn natürlich wurde Onkels Geburtstag zu Ehren flott getanzt — als Friedrich zum erstenmal ganz deutlich zum Bewußtsein kam, daß der höchste Reiz des Lebens für ihn darin bestehen würde, Mollie in die Arme zu nehmen mit dem unbestrittenen Recht des Eigenthums.

Er hätte dem Laffen, dem Leutnant, der gerade mit ihr tanzte, die Knochen entzwei schlagen mögen.

Sie sah heut zudring aus in dem weißen Spinnwebkleidchen mit der einen weißen Kamelie in dem goldenen Haar.

In der nächsten Pause, im Treibhaus nebenan hinter der großen Fächerpalme, legte er tief athmend die große, feste Hand auf ihren rosigen Arm und fragte, wie aus der Pistole geschossen:

„Mollie, liebst Du mich?“

Das war nämlich für ihn das Wichtigste zu erfahren, denn daß er sie liebte, das wußte er ja jetzt.

Mollie lachte hell auf.

Dann richtete sie sich zu stolzer Höhe auf, sah ihn von oben herab an und sagte:

„Du bist aber komisch, Friedrich!“

„Mollie“, stammelte er, „es ist mein heiliger Ernst!“

„D“, lachte sie, „ich denke ja garnicht daran, Du weißt doch, die Männer sind ja für solch ein eitles Geschöpf, wie ich bin, nur zum apportieren da!“

Und dann ließ sie sich den ganzen Abend von dem Leutnant heftig die Cour schneiden.

Friedrich hat den Schmerz dieses Abends wieder überwunden und sich auch wieder mit Mollie ausgeföhnt, ebenso wie Arno.

Sie haben später eingesehen, daß es zu den schönsten Jugenderinnerungen gehört, einmal rasend in seine Kouzine verliebt gewesen zu sein und sich ihretwegen todtschießen zu wollen.

Es ist aber nicht sehr gefährlich, und man schenkt ihr später eine silberne Zuckerdose zu ihrer Hochzeit oder eine Kokoto-Bendüle.

(Nachdruck verboten.)

Räthselecke.

Bilderräthsel.



Kapselräthsel.

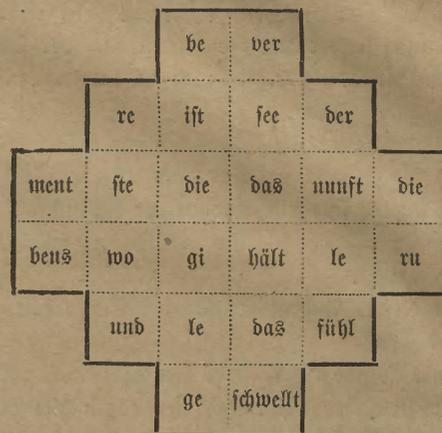
Revier, Schleie, Schundwaare, Wiedehopf, Gesindel, Dessau, Schaden, Gassenhauer, Mastodon.

Es ist ein Sprichwort zu suchen, dessen einzelne Silben der Reihe nach in vorstehenden Wörtern ohne Rücksicht auf deren Silbentheilung versteckt sind.

Buchstabenräthsel.

Mit a eilt es geschwätzig weiter,
Mit u mein liebster Reisebegleiter.
Mit a und u machts oft Beschwer,
Bald wenn's zu voll, bald wenn's zu leer.

Räffelsprung.

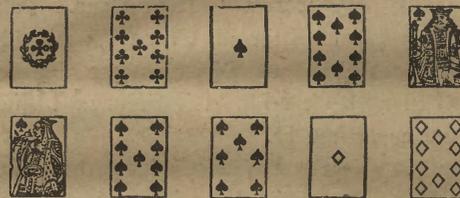


Räthsel.

Es ist der Ameisenhaufen,
Des Fuchses Höhle auch.
Es ist das Himmelsgewölbe,
Das Haus, darin Du wohnst.
Es ist der düstere Kerker
Und dort der erhabene Dom,
Die alten Pyramiden
Und — Tantchens hohe Frisur.

Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A Aß; K König; D Dame, Ober;
B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler).
M hat auf folgende Karte bis b-Handspiel gereizt:
aA, 9; bA, 10, K, D, 9, 7; dA, 10.



Er mußte jedoch passen, da V ein a-Handspiel ansagte. V hat sieben Trümpe, darunter 3 Jungen und in der Nebenfarbe ein zweimal besetztes Aß. Trotz dieser günstigen Karte und trotzdem noch ein Trumpf im Stat lag, verliert V das Spiel. Die Gegner kommen auf 64. Wie war Kartenvertheilung und Gang des Spieles?

Auflösung des Bilderräthfels.

Viel Lärm um nichts.

Auflösung des Schiebräthfels.

W o l g a s t
W e i h e r e n d e r
S c h l o s s e r
K a n o n e
D o g g e n

Lösung des Scherzräthfels.

Tier, Tiger.

Auflösung der Schachaufgabe.

(Dreizüger von E. Ferber: B. Ka6, Dd4, Se1, Sd2, Bb2;
Schw. Ka1, Ba3, Lc5).
1. Dd4-h8, Lc5-f8; 2. a2-a3 + . . .
1., a3-b2; 2. Sd2-b3 + u. f. w.

Richtige Lösungen gingen ein von: Conrad Schmidt, Willi Pozorski, Hans Schaffstädter, Erik Arndt, Erik Ott, Ludwig Grundtmann, Margarethe u. Rudolf Dichtenstein, Hans Töpffer, Scholz M. Grolms, Adolf Bufoszer, Ludwig Lehner, Herbert Freitag, Paul Winterstein, Erich Hartwig, Eduard Bernhardt, Hans Bloske, Hans u. Volkwin Baumgärtel, F. Voß, Julia Stachowska, Bromberg, Carl Haase, Schlenfau, Bruno Krystkiewicz, Prinzenthal, Georg Maruffe, Gertha Becker, Clemens Garski, Salli Schwarzer, Georg u. Käthe Schliekert, Paul Schmidt, Julius u. Karl Drzymalski, Bromberg.